

# «Ich glaube nicht, dass Kirchtürme moralische Zeigefinger sein sollen»

Christoph Sigrist predigt diesen Sonntag nach 21 Jahren zum letzten Mal im Grossmünster – als Schlusspunkt führt Urs Bühler mit ihm ein Interview der etwas anderen Art: Dem scheidenden Pfarrer werden Bibelzitate vorgelegt, die dieser frei und unvorbereitet aufgreift.

Wir sitzen auf dem harten Holz der Stabellen in der geschichtsträchtigen Zwinglistube der Helferei Grossmünster in Zürich; ein grüner Kachelofen in der Ecke, ein altes Chorgestühl an der Wand. Pfarrer Christoph Sigrist ist auf den Vorschlag für ein spezielles Interview ganz im reformierten Geist eingegangen: Statt Fragen erhält er Bibelzitate vorgelegt, auf die er sich nicht vorbereiten konnte. Er zieht eine winzige, weinrote Bibel aus der Hosentasche, um gelegentlich etwas nachschlagen zu können, und stellt sich der Aufgabe mit Verve und Lust.

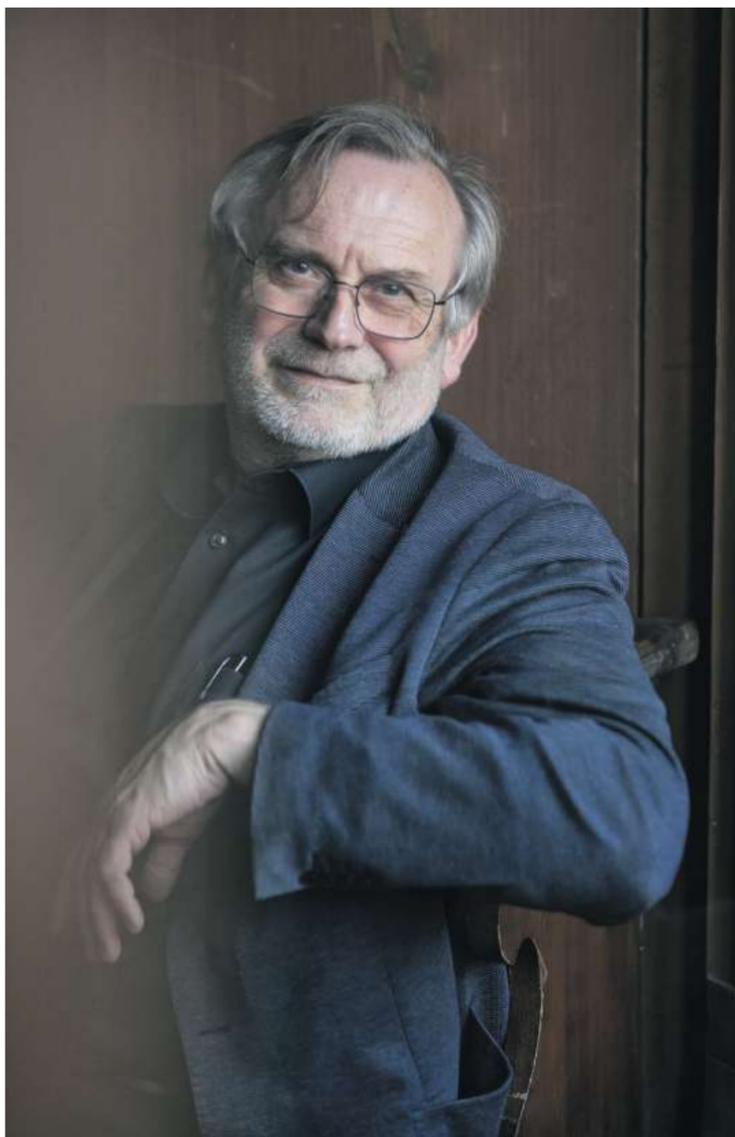
Herr Pfarrer Sigrist, nehmen wir als ersten Bibelvers einen berühmten: «Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.» Ja, ich halte es für wahr, dass die Welt nicht aus sich heraus entstanden ist. Der naturwissenschaftliche Ansatz verbindet das mit dem Bild des Urknalls, der biblisch-theologische mit der Schöpfung: Gott hat die ganze Welt erschaffen, und zwar mit dem Minus und dem Plus. Der Ursprung dieses Gedankens war die Katastrophe der Vertreibung der Israeliten ins Exil. Da merkten die Priester beim Tigris im heutigen Irak, dass man anders von Gott und der Welt zu denken beginnen musste: Sie wiesen ihm nicht mehr nur das Gute und dem Teufel das Schlechte zu, sondern sahen Gott als jenen, der beides schafft. So fällt man auch nicht aus seinen Händen, wenn etwas Böses geschieht. Als Pfarrer erlebe ich aber noch oft dieses «Herr der Ringe»-Denken: Gott ist weiss, das Böse schwarz. Doch es gibt diese fünfte Dimension der Realität, ähnlich wie in der Mathematik, und das steht nicht in Konkurrenz mit den Naturwissenschaften.

«Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.»

Das, verdammt noch mal, ist doch, was auch eine säkularisierte Öffentlichkeit noch mit christlichem Glauben verbinden kann! Dabei handelt es sich um ein Erbe der jüdischen Tradition. Und Sie haben, wie es in diesem Fall leider meist geschieht, nur die eine Hälfte der Wahrheit zitiert. Der erste Teil des Satzes lautet nämlich: «Du sollst Gott lieben mit deiner ganzen Seele, deinem Herzen, deiner Kraft und mit deinem Verstand». Diese Stimmgabel erst bringt jene der Nächstenliebe in Schwingung. Wir sind Gott ebenbildlich, indem wir seine Schwingungen aufnehmen und für die Liebe gestimmt sind. Dabei schwingen wir zwischen zwei Polen: Urvertrauen und Urangst. Darum ist der Glaube stets mit Zweifel verbunden, er wächst wie das Urvertrauen in der Krise. Fundamentalisten behaupten umgekehrt, es sei gegen Krisen gefeit, wer glaube.

«Der Glaube kommt aus der Predigt.» Das Wort Gottes ist nicht die Heilige Schrift selbst, es ereignet sich, wenn ich alles Menschenmögliche tue, um den Text ins Heute auszulegen. Das kann nur im öffentlichen Raum passieren, das war für die Reformatoren zentral. Wenn es dann beim Hören unverhofft zündet und ich glaube, dass das Gehörte mir gilt, rede ich vom Wort Gottes. Ich vergleiche das Predigen mit dem Erzählen eines Witzes, den Glauben mit dem Lachen, das aus dem Hören kommt. Ist ein Witz schlecht erzählt, ist es absurd zu fordern, jetzt zu lachen. So hat auch Glauben nie mit Müssen zu tun.

Sind nicht viele Predigten beliebig geworden, da die Verkündigung des Glaubens nicht mehr in ihrem Zentrum steht? Nein, mit Beliebigkeit hat das nichts zu tun, das sind alles Sprachsuchbewegungen: In Stein im Toggenburg, an meiner ersten Pfarrstelle, lernte ich ein Jahr lang die Sprache der dortigen Bauern, bis ich



Urs Sigrist will sich nun seiner (Lehr-)Tätigkeit widmen.

MAURICE HAAS FÜR NZZ

so predigen konnte, dass der Köbi vom Miststock sagte: «Jetzt habe ich zum ersten Mal verstanden, was du gesagt hast!» Ich habe die Sprache zu finden, mit der ich meine Gemeinde erreichen kann. Und wenn ich im Grossmünster an Heiligabend vor tausend Leuten predige, ist es für mich unsagbar schwierig geworden, alle zu erreichen. Und bei meinen Konfirmanden, das muss ich selbstkritisch anmerken, fallen meine Predigten meist durch. Sie wollen lieber selbst partizipieren. Offenbar ist ein viertelstündiger Vortrag ohne Powerpoint-Präsentation in Zeiten von Social Media für viele gar nicht mehr hörbar.

Was schliessen Sie daraus?

Der Sonntagsgottesdienst ist nicht mehr exklusiv der Ort, an dem Glaube entsteht. Was Glaube an seinen vielfältigen Orten auszeichnet, hat aber immer mit Gemeinschaft zu tun, der gemeinsam formulierten Hoffnung: Wir setzen heute nochmals ein Apfelbäumchen, wenn die Welt morgen untergehen sollte.

Damit ist Martin Luther die Reverenz erwiesen. Passend aus dem Alten Testament: «Wie ein Apfelbaum unter den Bäumen des Waldes, so ist mein Geliebter unter den jungen Männern. In seinem Schatten begehrt ich zu sitzen, seine Frucht war meinem Gaumen süss.» Das ist wohl der Vers aus dem Hohen Lied, den ich am häufigsten als Trauspruch verwendet habe. Und bei manchen Liebesbriefen an meine Frau – ich war 21, sie 18 – habe ich mich zu einem grossen Teil aus dem Hohen Lied bedient. Ich gestand es ihr später. Warum fand aber eine erotische Ansammlung von Liedern aus der Zeit zwischen dem 8. und dem 6. Jahrhundert v. Chr. überhaupt

«Ich kann auf der Kanzel noch so hochintellektuell reden – wenn ich am Montag auf der Gasse nicht einlöse, was ich am Sonntag predige, ist es gar nichts.»

Aufnahme in der Bibel? Das diente den Rabbinern als Metapher für das Verhältnis von Gott zu seinem Volk, später symbolisierte es jenes von Christus zur Kirche. Da sind wir wieder am Punkt, dass die Sprache des Glaubens jene der Liebe ist. «Glaube» ist ein unglaublich schwieriges Wort geworden, das die meisten nur triggert. Wer aber Liebende sieht, die einander hundertprozentig vertrauen, weiss: Glaube ist Vertrauen. Und man kann ihn, wie die Liebe, weder befehlen noch einfordern, sonst führt es immer zu Kriegen.

«Das Sinnen des Fleisches ist Tod, das Sinnen des Geistes ist Leben und Frieden.»

Da erweist sich Paulus als griechisch inspirierter Theologe, der sein hebräisches Gedankengut um- und weiterinterpretierte. Er hat die Polarität von Geist und Fleisch, von Gut und Böse wirkungsvoll in eine zweitausendjährige abendländische Geschichte eingepflanzt, die Descartes später gefährlich zuspitzte. Diese Teilung ist bis heute hochproblematisch, da spielt auch die Genderthematik hinein, denn es werden damit auch Frau und Mann separiert und hierarchisiert; das lernte ich von feministischen Theologinnen aus Südamerika. Es führte so weit, dass Luther wie Zwingli ernsthaft fragten, ob die Frau auch eine Ebenbildlichkeit Gottes habe. Das alles hat so starke Bremspuren und Ausgrenzungen zur Folge, dass man es überwinden muss. Da würde ich gerne mit Paulus über ein alternatives Denkmodell diskutieren. Ich behaupte, er würde nicht schweigen, sondern eine Lösung vorlegen.

«Der Herr sagt: Ich hasse eure Feste und kann eure Feiern nicht ausstehen (...). Und eure Speise- und Schlachtopfer sind mir zuwider! Möge aber das Recht heranrollen wie Wasser und die Gerechtigkeit wie ein Fluss, der nicht versiegt.»

Das ist die DNA meines Glaubens und meines Lebens, wie Vater – der Diakon war – und Mutter es mir mitgegeben haben: Ich kann auf der Kanzel noch so hochintellektuell und theologisch tiefsinnig reden – wenn ich am Montag auf der Gasse nicht einlöse, was ich am Sonntag predige, ist es gar nichts. Die Ethik ist das Recht und der Schutz allen Lebens, sie gehört zu den drei Bausteinen jeder Religion. Der zweite ist der Mythos, er macht einsichtig, woher ich komme. Der dritte ist das Ritual als Fluchtort der drängendsten Frage des Lebens: Wer bin ich, dass ich so oft mache, was ich nicht will, aber kaum je, was ich will? Das, sagt Paulus, sei Sünde. Ich brauche das Ritual, um dieses Dilemma immer wieder anzuschauen und verändert rauszukommen.

Wenden wir uns ein paar der Zehn Gebote zu ...

... auch das noch!

«Du sollst den Feiertag heiligen.»

Das ist hochaktuell.

Ihr Statement gegen Sonntagsverkauf?

Nein. Der Sonntag war in unserer Kultur lange der Erholungsraum für die meisten Arbeitenden, heute verfliessen die Grenzen zu den Wochentagen. Aber wir sind chronisch in einer Tretmühle, 7 Tage, 24 Stunden; E-Mail als Dauerrauschen wie früher bei DRS 1 nach Sendeschluss. Das Gebot vermittelt eine evolutionsbiologisch erhärtete Erfahrung: Du kannst nicht immer, mach mal Pause.

«Du sollst nicht ehebrechen.»

Eines der wichtigsten Gebote, auch heute noch, um die Schönheit und Zerbrechlichkeit der Sexualität zu schützen. Liebe hat mit absoluter Treue zu tun, mit Vertrauen. Deshalb ist sie zwar die einzige Kraft, die aushält, dass Vertrauen missbraucht und gebrochen wird. Aber dieses Gebot hält dazu an, in diesem Spannungsfeld immer äusserst achtsam

zu sein gegenüber geliebten Menschen. Dazu gehört auch Offenheit in einer Ehe. In meiner Tätigkeit als Pfarrer bin ich manchmal überrascht, was heute alles tabuisiert wird. Oft ist es nicht mehr die Sexualität, sondern etwa der Glaube. Wenn ich ein Brautpaar frage: «Betet ihr noch?», werden oft beide rot.

Es ist ein Geheimnis, dessen Enthüllung peinlich ist?

Genau. «Du sollst nicht ehebrechen» heisst vielleicht auch, mir in jedem Augenblick bewusst zu sein, dass ich der Beschützer des Geheimnisses der geliebten Person bin. Da sind wir nahe bei jenem der Zehn Gebote, das eine der zentralsten Einsichten aller drei abrahamitischen Religionen liefert: «Du sollst dir kein Gottesbild machen, keinerlei Abbild von etwas, was oben im Himmel, was unten auf der Erde oder was im Wasser unter der Erde ist.» Max Frisch hat das in seinen Tagebüchern so wahrhaftig auf die Liebesbeziehung zwischen Menschen übertragen: Sobald du die geliebte Person in einen Rahmen drücken willst, versündigst du dich an ihrer Freiheit. Gott kann ich ebenso wenig im Hosensack haben wie die geliebte Person. Und einer der verrücktesten Gedanken ist ja: Gott ist immer noch einmal anders als das, was ich mit dem Wort sagen und mit dem Hirn denken kann. Deshalb ist die Sprache des Glaubens auch nicht Dogmatik, sondern Poesie.

Und noch ein letztes Gebot: «Du sollst keine anderen Götter haben neben mir.»

Der Götze von heute ist eindeutig das Geld. Nicht zufällig hat Kurt Marti zehn Regeln für die Religion des Marktes aufgestellt. «Du sollst nicht alles in dein gieriges Maul stopfen», sagte Calvin mit Verweis auf das 5. Buch Mose, gemäss dem man beim Ernten einige Ähren für die Armen liegen lassen soll. Zürich, die Schweiz, man tanzt um das Goldene Kalb. Die Gier ist offensichtlich geworden, in unterschiedlichsten Formen.

Ist die Gier in Zürich speziell verbreitet?

Nein. Öffentlich besonders gut zu beobachten ist in Zürich aber wohl dieses Getriebensein vom Gefühl, zu kurz zu kommen. Wir hamstern alles, man will das Leben hamstern, das endet am Schluss im Tod, im Herzinfarkt. Oder zumindest im Hamsterrad, aus dem jeder nach eigenem Bekunden aussteigen will und vom Regen in die Traufe kommt.

«Sei zufrieden mit dem, was du hast, und verlange nicht ständig nach mehr, denn das ist vergebliche Mühe – so als wolltest du den Wind einfangen.»

Ich glaube nicht, dass Kirchtürme moralische Zeigefinger sein sollen. Aber daran darf immer wieder erinnert werden: Es bringt nichts, immer noch mehr zu wollen. Das verweist auch auf den Satz: «Und gib uns heute unser tägliches Brot.» Brot als Inbegriff des Lebensmittels kann nicht gehorft, es will immer geteilt werden. In diesem Auftrag der Kirche finden wir auch Menschen, die sich als atheistisch bezeichnen. Die Wahrheit ist die Nahrung, die Deutungen sind ganz unterschiedlich. Da klingt auch das Thema des schonenden Umgangs mit den Ressourcen dieser Welt über meine Generation hinaus an, als Gegenentwurf zu «Après moi le déluge». In der Bibel steht übrigens nicht, der Mensch solle sich die Erde untertan machen, wie es oft falsch übersetzt wird. Zum Glück muss man im Theologiestudium Hebräisch lernen, darum wusste ich das schon früh: Der Aufruf lautet sinngemäss, die Erde so zu gestalten, dass wir leben können inmitten lebenswerten Lebens.

«Wenn einer Gott und seinen Engeln und Gesandten und dem Gabriel und dem Michael feind ist, so ist Gott den Ungläubigen feind.»